

"Inklusion rechnet sich"

Professorin Christina Schenz plädiert für eine Schule für alle Kinder - 30.07.2014 07:59 Uhr

NÜRNBERG - 2020 ist es so weit: In allen Schulen ist angekommen, dass Inklusion Sinn macht und in jeder Region gibt es eine, in der behinderte Schüler mit Regelkindern in einer Klasse sitzen und gut gefördert werden. Diese Vorhersage wagt Professorin Christina Schenz, Inhaberin des Lehrstuhls für Grundschulpädagogik und -didaktik der Universität Passau, im Rahmen unserer Inklusions-Serie.



FOTO: PR / 2014 gesp...MOTIV: Prof. Christina Schenz, Grundschulpädagogik Univ. Passau.

Frau Schenz, Inklusion ist nicht von heute auf morgen zu haben?

Christina Schenz: Sicher nicht. Man muss dem Umstellungsprozess Zeit geben. Veränderung braucht Gewöhnung. Aber in ein paar Jahren wird sich wohl bei allen zumindest der Gedanke gesetzt haben, dass Inklusion für eine Demokratie nicht nur ein pädagogisches Ziel, sondern auch gesellschaftlich nötig ist. Inklusion ist ja nichts anderes als die Bereitschaft der Schule, alle Kinder auf eine spätere Teilhabe an der Gesellschaft vorzubereiten. Das läuft momentan nicht gut, wenn man sich empirische Studien zur Bildungsgerechtigkeit ansieht. Derzeit haben etwa Kinder, die von einer Sonderschule kommen, nur eine einprozentige Chance, später eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt zu kriegen.

Noch halten viele Lehrer die gemeinsame Beschulung aller Kinder, unabhängig von Handicaps und Verhaltensauffälligkeiten, kaum für machbar.

Schenz: Es gibt doch schon viele, die aus den engen Grenzen der alten Schul-Denke heraustreten und eine begabungsgerechte und inklusive Schule machen. Das ist nicht nur eine Träumerei. Die Haltung der Lehrer ist natürlich mitbestimmend für den Erfolg der Inklusion. Es gibt schon Lehrer, die ihren Unterricht den Lernbedürfnissen der Kinder anpassen. Aber es

gibt auch noch solche, die denken „Oh, da kommt ein behindertes Kind und stört meinen Unterricht“. Dieser Ansatz macht Inklusion aber unmöglich. Dann ist es wirklich egal, wie gut die Ausstattung ist oder wie viele Förderlehrer man als Ergänzung an eine Schule holt.

Die Kosten sind aber nicht zu vernachlässigen. Der Bildungsökonom Klaus Klemm hat errechnet, dass man für die Inklusion 9300 zusätzliche Lehrer braucht. Das kostet 660 Millionen Euro pro Jahr. Der bayerische Bezirkstagspräsident Josef Mederer meint, dass Inklusion für jedes Kind nicht bezahlbar sei.

Schenz: Es gibt auch andere Berechnungen, beispielsweise eine Kostenstudie der Bertelsmann-Stiftung von 2014, in der für jedes Bundesland ziemlich exakte Zahlenwerte vorliegen. Bayern würde darin sogar mittelfristig leichte Gewinne machen, weil ja bei seriösen Berechnungen die Lehrerzahlen aufgrund des demografischen Wandels ebenfalls zu berücksichtigen sind und Einsparungen durch die Schließung von Sonderschulen einberechnet werden müssten. Inklusion rechnet sich!

Was halten Sie von dem Schulprofil Inklusion, also von der in Bayern politisch gewollten Konstruktion, dass einzelne Schulen Geld für Sonderpädagogen und Zusatzstunden bekommen, um behinderte Kinder aufnehmen zu können?

Schenz: Das ist prinzipiell nicht schlecht, aber es ist in seinem Kerngedanken nicht Inklusion, sondern Integration, weil man sich dabei allein auf den Aspekt der Aufnahme von „Anderen“ (den Behinderten) in eine Schule von „Normalen“ konzentriert. Die Frage, wie man einen sinnvollen Unterricht für alle Kinder macht, bleibt offen. Das Modell entspricht eher einer Exklusion in der Inklusion.

Wie sollten Lehrer an einer Schule für Kinder mit und ohne Handicap unterrichten?

Schenz: Generell gilt, dass sich Lehrkräfte am Entwicklungsstand jedes einzelnen Kindes orientieren müssen. Jedem Kind sollte entsprechend seiner Möglichkeiten Material angeboten werden – wenn Lehrer verstehen, dass so ein individualisiertes Lernen möglich ist, hilft das allen Kindern. Sehen Sie sich eine andere Gruppe von Kindern mit besonderen Bedürfnissen an: die Hochbegabten. Die langweilen sich doch auch in einem Unterricht, der am Mittelmaß ausgerichtet ist. Ein individueller Zuschnitt hilft also jedem Kind, nicht nur den sogenannten Schwachen.

Pädagogen klagen, dass ihnen Lehrplan und Erwartungen der Eltern so enge Grenzen setzen, dass sie nicht auch noch Inklusion machen können.

Schenz: Der Lehrplan gibt eigentlich vieles her und Lehrer könnten sich – gerade im Lehrplan PLUS, den es für Grundschulen ab dem kommenden Schuljahr gibt – viel freier bewegen, als manche das tun. Da ist der Lehrplan dann eine willkommene Ausrede für Nichthandeln. Die Eltern haben das Wohl ihres Kindes im Auge. Viele müssen aber noch erkennen, dass individuelle Förderung auch ihrem Kind gerechter wird als der derzeitige Unterrichtsstil. Bei den Lehrern gibt es tolle, die wollen individuell fördern. Manche haben aber Ängste, weil sie nicht wissen, wie sie das tun sollen, und weil sie den traditionellen Rahmen dafür verlassen. Dann gibt es jene, die skeptisch sind und behinderte Kinder in Förderzentren besser aufgehoben sehen, damit sie nicht stören. Diese Gruppe finde ich echt problematisch, weil sie gar nicht verändern wollen. Ihr Denkfehler ist es anzunehmen, dass alle Kinder im Unterricht das gleiche erreichen müssen. Darum geht es aber nicht.

Gibt es Schulen, die allen Widerständen trotzen und Inklusion üben?

Schenz: Natürlich und es ist ein zentrales Problem, dass die Inklusion an diesen Schulen hängen bleibt und die dann schnell überlastet sind. Wenn jede Schule aber jeden Schüler aufnehmen würde, würden sich auch diese Überlastungen verflüchtigen. Vorbildlich arbeitet zum Beispiel die Iltzalschule in Kalteneck. Dort werden die erste bis vierte Jahrgangsstufe gemischt unterrichtet. In zwei Räumen halten sich je 40 Kinder auf, darunter schwer geistig Behinderte, aber eben auch sehr begabte oder einfach ganz normale Kinder. Jedes arbeitet nach seinem individuellen Arbeitsplan, insgesamt aber entlang des Lehrplans - nur eben in unterschiedlichem Tempo. In Lerneck, etwa zu Mathe oder Sprache, treffen sich die Schüler, erarbeiten gleiche oder unterschiedliche Themen und helfen sich. Ziel ist es, dass jeder möglichst selbstständig wird.

Derzeit besuchen fast drei Viertel der 485 000 Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf in Deutschland Sonderschulen. Werden diese künftig ganz überflüssig werden?

Schenz: Keinesfalls. Das ist auch so ein Denkfehler. Sonderpädagogen werden nicht überflüssig – nur die Sonderschulen! Das Wissen der Sonderschullehrer bleibt wichtig, aber wenn die meinen, sie können ihr Wissen nur in Sonderschulen einbringen, dann finde ich das seltsam.

Wie treiben Sie an der Universität Passau das Thema Inklusion in der Lehrerausbildung voran?

Schenz: Nehmen sie das Beispiel Schriftspracherwerb: Die Studenten werden mit Konzepten und Modellen vertraut gemacht, die zeigen, wie sie individuelle Lernumgebungen in einer gemeinsamen Klasse vorbereiten und wie sie jahrgangsübergreifend unterrichten. Viele Studierende sind zunächst skeptisch, wie das alles funktionieren soll. Wenn sie dann an Schulen Umsetzungsmöglichkeiten sehen — mit allen Grenzen und Fehlern, die passieren —, dann sehen sie die Dinge meist lockerer und haben klare Vorstellungen von Inklusion.

Warum sind Sie so an dem Thema interessiert?

Schenz: Meine Erfahrungen spielen eine Rolle. Ich habe einen hochbegabten Sohn und ich habe neben Erziehungswissenschaft auch Sonderpädagogik studiert. Beides hat mir gezeigt, dass die Frage von Behinderung oder Begabung nicht nur als Problem beim Kind gesehen werden kann. Vielmehr stellte ich mir die Frage: Wer behindert eigentlich wen? Wer sagt, ab wann jemand behindert ist? Wir müssen unsere Vorstellungen von normal und nicht normal überwinden. Mir tun die Kinder leid, die mit Elan in die Grundschule gehen und denen dort teilweise die Freude am Lernen vermiest wird. Wenn Lernen aber für die Kinder den Sinn verliert, dann wird es sinnlos. Wir vergeben uns damit sehr viele Chancen im Bildungssystem.

Ute Möller